Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 8 (1924)
Heft: 1-2

Artikel: Was uns eint
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419537

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Achter Jahrgang.
Nr. 1/2.

Küsnacht (Zürich),
Jänner und Hornung 1924.

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: G. Iseli, Bern.

G. 3018.
BERN
Schweiz. Landesbibliothek, Bern

An unsere Mitglieder.

Dieser Nummer liegt natürlich der grüne Schein bei. Wir ersuchen, davon recht bald und recht reichlich Gebrauch zu machen. (Wer ihn verliert, richte einen neuen an die Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht bei Zürich, Nr. VIII 390.) Der Jahresbeitrag beträgt für Bezüger der „Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins" 7 Fr., bei Verzicht auf die Zeitschrift 5 Fr. (Die Zeitschrift soll dies Jahr wieder in vier Nummern erscheinen, Nr. 10/12 von 1923 wird nachgeliefert.) Natürlich müssen wir auch wieder dringend um freiwillige Beiträge bitten. Wir haben unsern Betrieb in den letzten Jahren sehr eingeschränkt, dabei einige Ersparnisse gemacht, sollten aber wieder einmal etwas mehr leisten. Die Rundschau, die im März erscheinen wird, soll etwas umfangreicher ausfallen als in den letzten Jahren und zwei größere Arbeiten enthalten, nämlich Paul Suters Vortrag über Jakob Boßhart und den von August Steiger: Was können wir für unser Schweizerdeutsch tun? Da wir auch unser etwas ins Stocken geratenes „Volksbücher"-Unternehmen wieder einmal fördern sollten, gedenken wir die beiden Arbeiten im Sonderdrucke herauszugeben. Das alles kostet Geld und wird unsere Barmittel aufzehren; wir dürfen aber dafür wohl auch um vermehrte Beiträge bitten, zum mindesten sollten sie nicht zurückgehen.

Es tut uns auch leid zu sehen, wie die „Zeitschrift" um ihr Dasein zu kämpfen hat. Wir werden ihr gerne helfen, so viel es die Mittel erlauben, die uns ihre Bezüger dafür zur Verfügung stellen. Wir beschäftigen uns mit dem Gedanken, auf unsere Kosten eine Schweizernummer herauszugeben, d. h. die Papier- und Druckkosten einer Nummer zu bezahlen, zu der wir auch den Inhalt liefern würden. Es wäre eine günstige Gelegenheit, einmal im großen Schwesterverein mit seinen über 30,000 Mitgliedern zum Worte zu kommen, Gemeinsames und Besonderes festzustellen und einem weiten Kreise zum Teil einflußreicher Männer ein Bild unseres schweizerischen Deutschtums zu geben. Wir können das aber nur, wenn uns dafür besondere Mittel zur Verfügung gestellt werden, etwa 2 Fr. durchschnittlich; da das natürlich bei weitem nicht alle leisten können, müßten andere etwas mehr tun.

Die Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an ihren Schatzmeister unter der Anschrift: Verein für deutsche Sprache Bern, Nr. III 3814; freiwillige Beiträge für den Gesamtverein oder für die „Zeitschrift" nehmen wir natürlich auch von ihnen gerne entgegen.

Es ist uns eine Freude, einigen Mitgliedern, die das Hilfswerk für die geistig Schaffenden unterstützt haben, herzlich zu danken; es sind dafür 200 Fr. bei uns eingegangen. Wir wissen auch, daß verschiedene Mitglieder sich in andern Vereinen daran beteiligt haben.

Der Ausschuß.

Was uns eint.

Dem achten Jahrgang zum Geleite, unsern Mitgliedern zur Bekräftigung, Nicht-Mitgliedern zur Aufklärung und Werbung seien zwei Stellen angeführt, die, von Mitgliedern stammend, in eigenem Zusammenhange sagen, was uns mit Deutschland verbindet und was uns von Deutschland trennt. Die erste stammt aus der Rede, die unser Vorsitzer Eduard Blocher im Mai 1919 gehalten hat bei einer Kundgebung der in Zürich wohnenden Reichsdeutschen gegen den Versailler Vertrag; daß die Wirklichkeit jene Voraussagen bestätigt hat, erhöht ihren Wert. Der Anlaß brachte es mit sich, daß darin mehr von dem die Rede ist, was wir von Deutschland empfangen als von dem, was wir ihm gegeben; aber wenn es nichts mehr nehmen kann, können wir ihm auch nichts mehr geben. Also:

Ganz Deutschland und Oesterreich sollen durch den Schmachfrieden in Verarmung getrieben und erdrosselt werden. Wir wissen ja wohl, daß für Leistungen und Werke der Kultur nicht großer Reichtum an Geld und Gut und nicht politische Macht nötig sind. Aber leben muß man, um etwas zu leisten. Und Deutschland soll dahinsiechen. Für uns deutsche Schweizer heißt das, daß man uns den geistigen Brotkorb, die Nahrung unseres Geistes wegnehmen will. Zwar kann die Menschheit die Unterbindung der deutschen Kulturarbeit überhaupt nicht ertragen, auch die feindlichen Völker würden dabei schwer Schaden leiden, denn Deutschland leistet, um nur eines zu nennen, wohl die Hälfte aller wissenschaftlichen Arbeit, die auf der Erde getan wird. Aber wir Schweizer sind, weil gleicher Sprache, auf fortwährenden Austausch mit Deutschland gänzlich angewiesen. Ohne Deutschland können wir nicht sein. Es gibt hier in Zürich keinen deutschen Schweizer, mag er noch so deutschfeindlich sein, der nicht mehr aus Deutschland kommende Bücher gelesen hätte als andere Bücher, nicht mehr deutsche Musik hörte oder spielte als andere Musik. Und was haben wir alles von draußen empfangen an Anregungen und Neuerungen

und Fortschritten aller Art! Was haben wir alles auf deutschen Hochschulen gelernt! Was verdankt unsere Kunst und unser Kunstgewerbe, die Technik und das Wirtschaftsleben, die Verwaltung und das Schulwesen dem Vorbild und dem Erfindungsgeist des gleichsprachigen Nachbarlandes! Wie oft sind unsere Studienkommissionen nach Stuttgart, Leipzig, Berlin, München, Straßburg gereist, wenn es galt, wichtige Werke sozialer Fürsorge, technischer Vervollkommnung zu schaffen!

Es geht aber auch bis ins kleine und kleinste des Alltagslebens. Die traulichste Stunde im Jahr bereitet uns der Weihnachtsbaum: er kam zur Zeit unserer Großväter aus Deutschland. Wir reisen in unsere lieben Berge: der beste Führer ist immer noch der deutsche Bädeker, nach Paris, Norwegen, Italien, Palästina: wir nehmen den Bädeker mit, der mit deutscher Sorgfalt und Gründlichkeit leistet was kein anderer. Du schreibst gern Ansichtspostkarten: die Sitte kam aus Deutschland. Du bewunderst den Stil der hübschen neuen Wohnhäuser am Zürichberg: er kam aus Deutschland. Du liesest gern unsere Großen, Gotthelf, Keller, Meyer, oder die Lebenden, Huggenberger, Federer, Zahn: ihre Bücher sind meist durch Verleger draußen in Umlauf gebracht worden, wären ohne die deutschen Verleger wohl gar nicht auf den Markt gekommen. Man liebt und liest sie draußen als Schweizer von deutscher Art. Eine reiche und ununterbrochene Wechselwirkung findet statt im Geben und Empfangen — ein Völkerbund, wie man ihn gar nicht schöner denken kann.

Geht die deutsche Kultur unter, so geht auch die unsrige unter. Wir können uns nicht damit trösten, es gäbe ja dann noch andere Kulturen, an denen wir teilnehmen könnten, etwa die romanische Frankreichs oder Italiens oder die englische. Tausendfache Erfahrung, tausendjährige Erfahrung lehren, daß ein Volk an keiner anderen Kultur wirklich teilhaben kann als an der seines Stammes, an der derselben Muttersprache. Die Frage ist für uns nicht, ob die romanische und die angelsächsische Kultur nicht eben so wertvoll seien wie die deutsche. Die Frage ist, welche Kultur unser Volk in sich aufnehmen, in sich verarbeiten und namentlich, an welcher es selbst mitarbeiten kann. Das aber ist die deutsche, nur sie.

Was uns trennt.

Diese Stelle entnehmen wir einem Gedenkblatte, das unser Mitglied Dr. Fick in den „Schweiz. Monatsheften für Politik und Kultur" (Herbstmonat 1922) seinem Vater gewidmet hat, der, 1822 geboren, im Jahre 1848 aus politischen Gründen seine Heimat Hessen-Kassel verließ und 1851 als Rechtslehrer nach Zürich berufen wurde, wo er 1895 gestorben ist. Von Haus aus durchaus nicht demokratisch-republikanisch gesinnt, wußte er sich in unsere Verhältnisse rasch zu finden und erwarb auch unser Bürgerrecht. Es hat einen eigenen Reiz, aus dem Munde dieses Mannes zu hören, wie tief politische Unterschiede ins geistige, ins gesamte Kulturleben einschneiden. Heute ist zwar Deutschland ja auch eine demokratische Republik, aber als solche noch nicht auf ganz sichern Füßen, und gerade aus solchen Aeußerungen begreift man, daß es mit dem äußern Wechsel der Staatsform noch nicht getan ist, daß es sich da um Gesinnungen handelt, die sicher zu verankern mindestens ein Menschenalter fordert. Im Jahre 1870 schrieb Heinrich Fick an seine Schwiegermutter zuhanden eines Königsberger Herrn, der daran dachte, einen Ruf ans Polytechnikum Zürich anzunehmen:

„Man denke sich eine Residenz eines deutschen Staates von ähnlicher Größe wie unser Kanton, also etwa Gotha oder Weimar, und dann von Allem, was dort ist, mit einziger Ausnahme des Umstandes, daß man in beiden Städten einen deutschen Dialekt spricht, das Gegenteil, soweit es überhaupt bei einem geordneten Staatsleben möglich ist, — dann hat man unser Zürich. Dort Hof, Adel, Offiziere, Beamte als drei besondere Stände über der Bourgeoisie und dem eigentlichen Volke herrschend und in allen Kreisen des Lebens den Ton angebend. Hier von allen diesen drei Ständen auch keine Spur. In dieses wunderbare Gemeinwesen, das die Prinzipien der Demokratie bis in die letzten Konsequenzen ausgebildet hat, vermag sich ein in Deutschland im Verkehr mit den drei tonangebenden Ständen aufgewachsener deutscher Professor absolut nicht hineinzufinden; er steht ihm, selbst wenn er sich daheim für einen Demokraten vom reinsten Wasser gehalten hat, total fremd gegenüber. Der hiesigen Bourgeoisie, soweit sie aus einheimischen Elementen besteht, steht er fremd gegenüber, weil sie sich nicht der in Deutschland üblichen Umgangssprache bedient, diese Umgangssprache vielmehr als eine erlernte aus bloßer Höflichkeit gegen den Fremden, also mit Unbehagen spricht. .... Wer für seine Wissenschaft begeistert ist und frei ist von der Eitelkeit, im Staate oder in der sogenannten Gesellschaft eine Rolle zu spielen, kann — sofern er außerdem finanziell günstig gestellt ist — sich hier außerordentlich wohl und glücklich fühlen..... Kommt dazu noch der offene, unbefangene Sinn für ein blühendes Staatswesen, das man wachsen und gedeihen sieht, ohne dabei irgendwie eingreifen zu können, so ist dies eine fortdauernde Quelle geistigen Genusses. Denn es muß für den unbefangenen Denker, der, frei von persönlicher Eitelkeit, sich an fremden Schöpfungen zu erfreuen vermag, ein großes Behagen erzeugen, zu sehen, wie hier die schönsten Kulturblüten getrieben werden, ohne daß dabei irgend einer der Faktoren, denen in monarchischen Staaten das Kulturleben verdankt wird, ohne daß ein Fürst, ein Hof, ein Adel, eine Bureaukratie, ja ohne daß irgend etwas, was nach Aristokratie schmeckt, dabei mitwirkt. Vergleicht man das hiesige wissenschaftliche Leben, die hiesigen Institute für Kunst und Wissenschaft, das hiesige Interesse des Volkes für Kirche und Staat, die hiesigen Kenntnisse über das, was auf dem Universum vor sich geht, mit den analogen Erscheinungen in einer deutschen Residenz, so dürfte, wenn man allenfalls von Theater und Gemäldegalerien absieht, hier alles weit höher stehen, als in irgend einem gleich großen Staate in Deutschland. Es ist hier alles von innen heraus und von unten herauf gewachsen. Es gibt zahllose Vereine für Kulturzwecke, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Lesekabinette, verschiedene wissenschaftliche Bestrebungen für gemeinnützige Zwecke, die alle ohne irgend eine hohe Protektion von unten auf herangewachsen sind und die schönsten Früchte tragen."

Ergebnisse der zweiten Rundfrage.

Durch die zweite Rundfrage sollte festgestellt werden, ob wir Schweizer in unserer Mundart noch sicher zwischen nicht zielendem hangen und zielendem hängen unterscheiden.

Wenn elf Antworten einen Schluß zulassen, darf die Frage bejaht werden, denn alle elf scheiden mit sicherem Sprachgefühl, natürlich mit lautlichen Abweichungen, zielendes: Mir hängge Wösch uf; me mueß no ne Wage ahängge; früener si Diebe ghänggt worde, von